

*Fußweg*

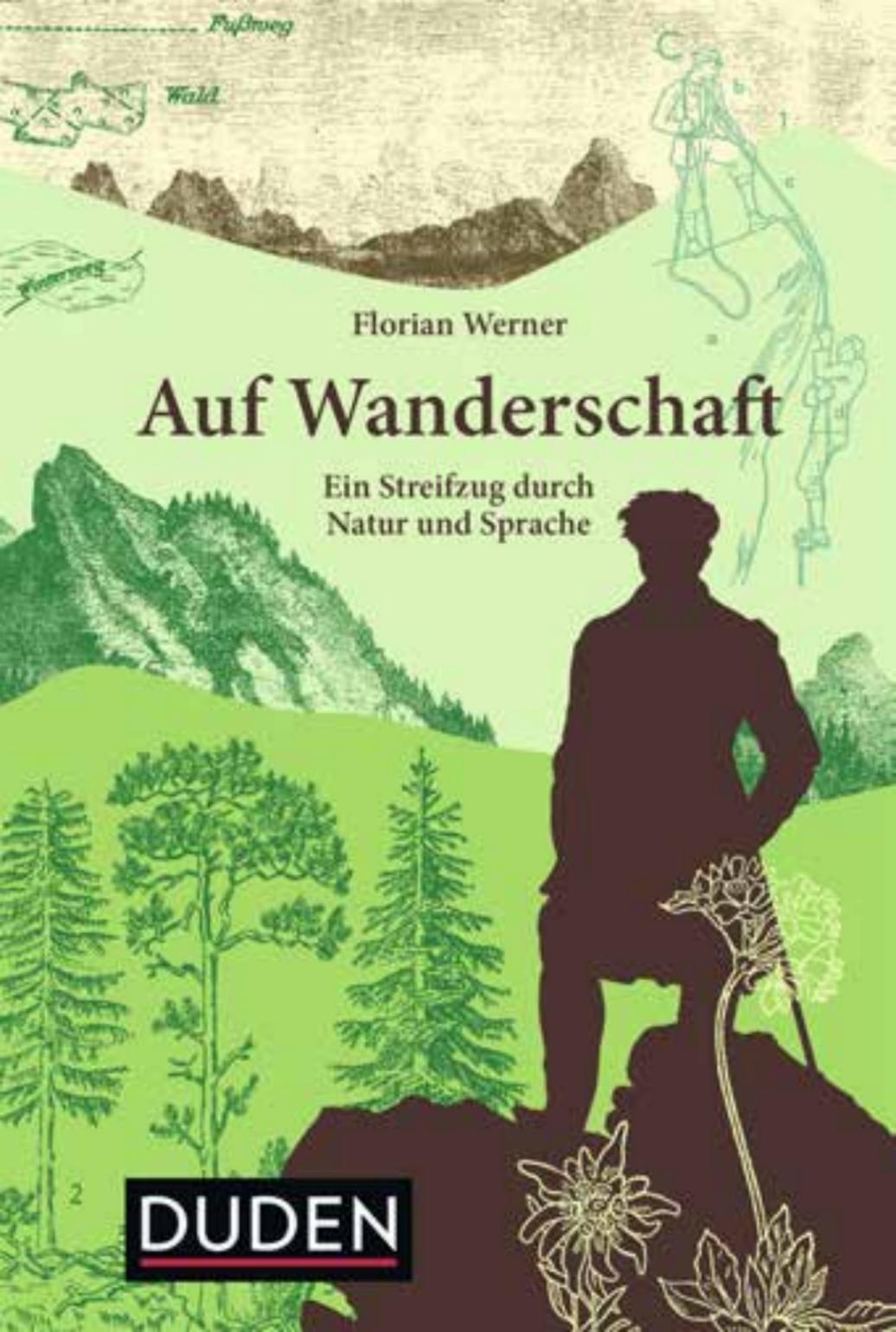
*Wald*

Florian Werner

# Auf Wanderschaft

Ein Streifzug durch  
Natur und Sprache

**DUDEN**

The book cover features a vibrant green background with a silhouette of a hiker in the foreground. The hiker is standing on a dark, rocky outcrop, looking out over a landscape of rolling green hills and a forest of tall, thin evergreen trees. In the upper right, there is a faint, light green illustration of a hiker with a long staff, possibly a historical or traditional figure. The top of the cover has a textured, parchment-like appearance with the words 'Fußweg' and 'Wald' written in a cursive font. The publisher's name 'DUDEN' is prominently displayed in a black box at the bottom left.

Florian Werner

# Auf Wanderschaft

Ein Streifzug durch Natur und Sprache

*Himmlich schön und gut und uralte einfach ist  
es ja, zu Fuß zu gehen. Anzunehmen ist, dass das  
Schuhwerk und Stiefelzeug in Ordnung ist.*

Robert Walser

Wandern ist die einfachste Sache der Welt. Es erfordert keine Ausbildung, keine ausgefeilte Technik, kaum Ausrüstung. Alles, was man dafür braucht, sind ein Paar Stiefel, Socken, bequeme Kleidung, vielleicht noch ein Rucksack und Regenschutz. Wobei: Wenn man das berühmte Foto von Hermann Hesse betrachtet, wie er Anfang des 20. Jahrhunderts splitterfasernackt und barfuß durch die Schweizer Bergwelt kraxelte, benötigt man vielleicht noch nicht einmal das. Beim Wandern sind wir auf unsere Natur, auf die grundlegendsten Dimensionen unseres Daseins zurückgeworfen: Gehen. Klettern. Schwitzen. Atmen. Ausruhen. Ein Kinderspiel. Einerseits.

Andererseits ist Wandern hochkompliziert. Über dem scheinbar so schlichten körperlichen Akt erhebt sich ein Gebirge aus Bedeutungen, Bildern, Liedern, Texten und symbolischen Gesten. Je nachdem, wer wann wohin und in welcher Gesellschaft wandert, spaziert oder marschiert, kann es fast alles bedeuten: Eine Wanderung kann zur Selbsterkenntnis oder zum Vergessen führen. Sie kann ein politisches Statement darstellen oder eine sportliche Höchstleistung, kann eine künstlerische Geste sein oder eine Zurschaustellung der Macht, eine Flucht oder ein Vorwand zum Flirten, ein

Anlass zum Singen, Skizzieren und Schreiben. Alle wesentlichen Dimensionen des Menschseins werden beim Wandern gestreift.

Allerdings noch nicht allzu lange. Obwohl es sich beim Gehen um eine wahrhaft ur-menschliche Tätigkeit handelt, ist das Wandern, wie wir es kennen, eine Erfindung der Moderne. Unsere Vorfahren mögen sich schon seit Tausenden von Jahren auf der Suche nach Wasser, Nahrung, neuen Wohnstätten, Handelspartnern oder spiritueller Erlösung zu Fuß fortbewegt haben – das Gehen als Selbstzweck, als zielloses Lustwandern, setzte sich als Kulturtechnik erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch, zusammen mit anderen Ideen wie der Aufklärung, der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, der Demokratie. Anders gesagt: Das moderne Subjekt kam nicht zuletzt als *homo viator* auf die Welt: als Wanderer.

Beziehungsweise als Wanderin. War das einsame, zweckfreie Gehen nämlich zunächst noch vorwiegend Männern vorbehalten, so schnürten im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend auch Frauen Rucksack und Wanderschuhe, um sich als selbstbestimmte, mündige Bürgerinnen in der freien Natur – oder auch in der Wildnis der Städte – zu erfahren. Bezeichnenderweise war Simone de Beauvoir eine passionierte Bergsteigerin und Virginia Woolf eine der ersten Flâneusen. Und die sogenannten Suffragetten verliehen ihren politischen Forderungen – wie etliche diskriminierte Gruppen nach ihnen – durch kollektive Demonstrationen Nachdruck. Man sieht: Wandern ist mehr als nur eine rhythmische Bewegung der Beine, es kann auch politische Prozesse in Gang setzen. Im besten Fall kann es die Welt bewegen.

In 30 essayistischen Streifzügen erkundet dieses Buch die Geschichte und Gegenwart dieser weltbewegenden, scheinbar

so einfachen und doch zugleich so komplizierten Tätigkeit. Anhand zahlreicher Beispiele aus Literatur, Musik, bildender Kunst und Philosophie erklärt es, warum man beim Gehen so gut dichten und denken kann. Wie sich das Wetter auf die Form der Wanderlieder auswirkt. Wie man eine Landkarte als literarischen Text liest. Weshalb die meisten Wege nach Westen führen. Wie, wo und wann man andere Wandernde grüßt. Und warum es wichtig ist, sich auch hin und wieder zu verlaufen.

Ausflüge in die Sprachwissenschaft zeigen, auf welchem Weg die verhandelten Stichwörter ins Neuhochdeutsche gekommen sind und welches historische Gepäck sie mit sich tragen. Einleitende, anhand des Duden-Korpus akkumulierte Wortwolken verdeutlichen, in welcher semantischen Umgebung diese Begriffe bevorzugt anzutreffen sind. Die Anordnung der Kapitel folgt dem Alphabet, sie führt von A wie *Aufrecht* bis Z wie *Zwecklos*.

Trotzdem verfolgt dieses Buch einen Zweck: Es will das Wandern, diesen herrlichen Zeitvertreib, in all seinen Facetten verständlich machen. Es will den nächsten Weg, wohin er auch führen mag, noch leuchtender, vielseitiger und abgründiger erscheinen lassen. Und es will natürlich zum Gehen verführen, die Wanderlust wecken. Auf geht's!

## Einsamkeit



Mensch, Wald, Natur, Landschaft, Nacht, Stille, Melancholie,  
Verzweiflung, Freiheit, Sehnsucht

Eine grundlegende Frage, die sich jedem Wandernden stellt: Soll ich allein gehen? Zu zweit? In einer Dreierseilschaft, wie es auf Gletschertouren aus Sicherheitsgründen angeraten ist? In einer Gruppe, wie die Pfadfinder und Wandervögel? Oder – wie im Fall des Protestmarschs, der erst in der Masse seine Macht entfaltet – gar mit einem ganzen Tross (→ Politik)? Für die meisten Theoretiker des Wanderns war der Fall klar. »Wer forschen und lernen will auf der Wanderschaft, der gehe *allein*«, dekretierte der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl 1869: Zum einen komme nur der einsam Wandernde mit den Menschen am Wegesrand ins Gespräch, zum anderen komme er auch seinem eigenen Wesen nur auf diese Weise näher (→ Identität). Hinzu kämen praktische Erwägungen: Man müsse beim Wandern »nach Lust und Laune anhalten und weitergehen, diesen oder jenen Weg einschlagen können«, meinte der schottische Autor Robert Louis Stevenson im Essay *Walking Tours* (1876). Schließlich wolle man beim Gehen »weder einem preisgekrönten Wanderer hinterherhetzen noch sich von einem Mädchen ausbremsen lassen«. Nicht zuletzt können Gehgenossen, selbst wenn sie dieselbe Schrittgeschwindigkeit haben wie wir selbst, gehörig nerven – vor allem, wenn sie uns ungefragt Gesellschaft leisten und beim Wandern auch ihrem Mundwerk *freien Lauf lassen*. Diese Erfahrung musste Heinrich Heine machen, als er auf seiner *Harzreise* (1826) von einem selbstgerechten Bürger begleitet wurde, der ihm mit seinem ununterbro-

chenen Geschwafel den Weg Richtung Brocken verleidete: »Solange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen, und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde.«

Gerade im Zeitalter der Romantik wurde die Einsamkeit – nicht zuletzt in Form der sprichwörtlich gewordenen *Waldeinsamkeit* – zur bevorzugten Daseinsform der Dichter und Wanderer. Einerseits eröffnete sie dem zivilisationsgeplagten frühmodernen Subjekt einen Rückzugsraum von den Zumutungen der städtischen Gesellschaft (→ Natur). »Waldeinsamkeit! / Du grünes Revier, / Wie liegt so weit / Die Welt von hier!«, schwärmte beispielsweise Joseph von Eichendorff. Andererseits ermöglichte das Alleinsein auch einen Zugang zu den Nachtseiten der Psyche: zu emotionalen Problemzonen wie Angst, Entfremdung, Todesehnsucht.

Die durch die Schubert'schen Vertonungen zu Weltruhm gelangten Gedichte von Wilhelm Müller widmen sich bevorzugt dieser düsteren Moll-Parallele zur beschwingt-optimistischen Waldeinsamkeit. »Wie eine trübe Wolke / Durch heitre Lüfte geht, / Wenn in der Tanne Wipfel / Ein mattes Lüftchen weht: / So zieh ich meine Straße / Dahin mit tragem Fuß, / Durch helles, frohes Leben, / Einsam und ohne Gruß«, heißt es in *Einsamkeit*. Als das Wetter noch stürmisch war, resümiert der Wanderer der *Winterreise* (1824), ging es ihm deutlich besser, weil er mit seinem Unglück wenigstens in Übereinstimmung mit den Elementen war. Ein klarer Fall von Narzissmus: Alles dreht sich um das Individuum und seine Emotionen; wenn der Wanderer traurig ist, soll der Himmel mit ihm weinen.





Mit solchem aus der Einsamkeit geborenen Realitätsverlust ist der Winterreisende – ironischerweise – nicht allein. »Das Problem der langen, einsamen Wanderungen«, so der Philosoph Frédéric Gros in *Unterwegs* (2008), »liegt im Übrigen darin, dass es nie weit zum Wahnsinn ist.« Die Geschichte ist reich an literarischen Fallstudien, die diesen Befund untermauern. Georg Büchners Lenz, der schon vor Beginn seiner Wanderung durchs Gebirg an Wahrnehmungsstörungen leidet, macht die Erfahrung, dass sein ohnehin prekärer Zustand sich mit zunehmender Einsamkeit noch verschlimmert: »Es wurde ihm entsetzlich einsam; er war allein, ganz allein. Er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu atmen (...).« Auch den Erzähler von Peter Handkes Roman *Die Wiederholung* (1986) packt, kaum dass er in ein menschenleeres Tal in den Alpen abgestiegen ist, die Furcht – nicht vor einem Wetterumschwung, wilden Tieren oder einem Bergunfall, sondern vor jenem Begleiter, der bei jeder Wanderung mit dabei ist. »Ich (...) bekam es nun zu tun mit Bangigkeit, der Angst vor einem Monstrum – welches ich selber war. Verschwunden jeder Anhaltspunkt einer Welt: an ihrer Stelle die Fahlheit, durch welche, gehetzt vom jäh aufgeschossenen Bluthund im Innern, blindlings das Ungeheuer mit Namen »Allein« irrte.«

Der Journalist Wolfgang Büscher schließlich, Autor des literarischen Wanderbuchs *Berlin-Moskau: Eine Reise zu Fuß* (2003), begegnet auf seinem Marsch Richtung Russland bereits wenige Kilometer östlich der deutschen Hauptstadt – auf einem Soldatenfriedhof bei den Seelower Höhen, wo eine der letzten Schlachten des Zweiten Weltkriegs ausgetragen wurde – einem Gespenst. Es handelt sich, wenn man so will, um einen Wiedergänger der Zeitgeschichte, den Geist

eines gefallenen Soldaten, der ihn auf dem weiteren Verlauf seiner Reise begleiten wird. »Ich hatte das Gefühl, jemand setzte sich neben mich, ich sah nicht hin, ich wusste schon, wer. Wie schnell er mich eingeholt hatte, gleich am ersten Abend, und es würde jetzt immer so sein, sein Weg war meiner (...). Ich ging nach Moskau, und der Landser ging mit.« Dies ist eine Erfahrung, die vermutlich viele einsame Wanderer kennen: Wer länger allein unterwegs ist, dem leisten bald Gespenster, Doppelgänger, anthropomorphisierte Tiere oder imaginäre Freunde Gesellschaft. Eine Schattenseite der Einsamkeit – aber auch ein Trost, bedeutet es doch: Wer wandert, ist niemals wirklich allein. Im Zweifelsfall begleiten ihn die rastlosen Phantome seiner Fantasie.

## Grüßen



lächelnd, nickend, wortlos, winkend, flüchtig, überschwänglich, scheu

Beim Wandern den richtigen Gruß zu finden, ist die schwierigste Kulturtechnik überhaupt. Das beginnt schon beim Aufbruch: Früher war eine Wanderung ein gefährvolles Unterfangen mit ungewissem Ende. Wer losging, tat daher gut daran, von Familie und Freunden gebührend Abschied zu nehmen. Eines der ältesten Zeugnisse der deutschen Sprache ist ein Segensspruch, der *Weingartner Reisesegen*: »Ic dir nach sihe, / Ic dir nach sendi / mit min fünf fingirin / funui unde funfzic engili. / Got mit gisundi / heim dich gisendi!« Sinngemäß: »Ich schaue dir nach, ich schicke dir mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel hinterher, möge Gott dich wieder gesund nach Hause bringen.«

Ein poetischer Abschiedsgruß mit herrlichen Alliterationen, gewiss – aber für die meisten Wanderer von heute vermutlich doch zu pathetisch, zumal das Reisen seit dem Mittelalter deutlich sicherer und die Kommunikation unterwegs unvergleichlich einfacher geworden ist. Für viele Abschiednehmende dürften rührselige Grußformeln daher nur noch ironisch gebrochen praktikierbar sein, wie es Willi Winkler in *Deutschland, eine Winterreise* (2014) vormacht: »Der gesetzlich vorgeschriebene Abschied von der Familie. Werde ich Frau und Kinder je wiedersehen? Werden sie mich noch wiedererkennen, wenn ich wiederkehre (...)?« Ja, er wird. Ja, sie werden. Schließlich begibt sich der Autor auf eine gerade mal einmonatige Reise und bleibt dabei stets innerhalb des deutschen Schnellstraßen- und Mobilfunknetzes.

Doch auch wenn man glücklich verabschiedet ist, wird das Grüßen kaum einfacher. Das erste Problem: Wann und wo fängt man unterwegs damit an? Auf keinen Fall, solange man sich noch innerhalb geschlossener Ortschaften, auf dem Wanderparkplatz oder am Bahnhof befindet, sondern frühestens, wenn man die freie Natur betreten hat. Doch selbst dann tut der Gehende gut daran, nicht zu früh mit dem Grüßen zu beginnen, will er nicht schon zu Beginn seiner Tour durch ständiges Sprechen aus der Puste kommen. Als Faustregel gilt: Die Grußfrequenz (wie auch die Gesprächsdauer) verhält sich umgekehrt proportional zur Wandererdichte. In entlegenen Regionen, wo man nur alle paar Tage auf andere Menschen trifft, wird man nicht einfach obligatorisch grüßen, sondern für einen Plausch über Wetter, Wegbedingungen, Topografie stehen bleiben. Auf vielbetretenen Pfaden hingegen empfiehlt es sich, die Atemluft für das Gehen aufzusparen.

Das zweite Problem: Wie genau soll man grüßen? In Zeiten zunehmender Mobilität ergibt sich häufig die Situation, dass Wandernde sich in Gegenden vorwagen, deren Dialekt ihnen kulturell und phonetisch grundlegend fremd ist. Der bayrische Tourist, der an der Elbe mit einem hanseatischen »Moin!« grüßt, wirkt ebenso peinlich um Überanpassung bemüht wie der Norddeutsche in den Alpen, der anderen Bergsteigern ein zünftiges »Griaß di!« entgegenschmettert. Wer hingegen in seiner heimatlichen Mundart verharrt, macht sich schnell der kulturellen Überheblichkeit verdächtig. Ein möglicher Ausweg besteht darin, vielsagend zu nicken, etwas Unverständliches in Buß oder Bart zu muscheln – und dann zu hoffen, dass der Angesprochene jene Grußformel heraus hört, die er gern hören möchte.



Gustave Courbet, *Bonjour, Monsieur Courbet* (1854);  
Montpellier, Musée Fabre

Das größte Dilemma stellt sich dem Wandernden jedoch – um im Bereich der Alpen zu bleiben –, wenn man sein Ziel, also den Gipfel erreicht hat. Hier hat sich bis heute die Grußformel »Berg Heil!« erhalten, die 1881 von dem Bergsteiger August von Böhm in Anlehnung an den Turnergruß »Gut Heil!« geprägt wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts setzte sie sich im Deutschen und Österreichischen Alpenverein durch; wenig später wurden jüdische Mitglieder aus den Sektionen des Vereins ausgeschlossen, und die parallele Formulierung »Sieg Heil!« avancierte zur gängigen Grußformel unter den Nationalsozialisten. Auch wenn der alpine Gipfelgruß also älter ist als der sogenannte deutsche Gruß, atmet er doch denselben zeitgeschichtlichen Geist und steht in bedenklicher syntaktischer Nähe zu ihm. Eine alternative Wendung hat sich bislang noch nicht durchgesetzt. Die zuständige Referatsleiterin beim Alpenverein erklärt, sie selbst werde sich »etwas anderes überlegen, vielleicht ganz persönlich und individuell, zugeschnitten auf die Freundinnen und Freunde«, mit denen sie unterwegs sei.

Was also tun, wenn das Grüßen so viele Stolpersteine bereithält? Nun, vielleicht sollte man beim nächsten Aufbruch so verfahren wie der Sänger der Schubert'schen *Winterreise*: »Will dich im Traum nicht stören, / Wär schad um deine Ruh; / Sollst meinen Tritt nicht hören – / Sacht, sacht, die Türe zu!« Der Wanderer grüßt also gar nicht, sondern empfiehlt sich, wie man sagt, auf Französisch. Die Franzosen hingegen würden sagen, er geht auf Englisch: *filer à l'anglaise*. Man sieht: Grußlos gehen wollen alle – aber keiner will dazu stehen.

## Stab



brechen, weiterreichen, schwingen, stützen, stecken, greifen

Der Begriff *Stab*, ebenso wie die synonym gebrauchten Ausdrücke *Stöck* und *Stecken*, meint ursprünglich ein »in die Länge ausgedehntes Stück Holz von geringer, in der Regel gleichmäßiger Dicke und meistens von rundem Querschnitt«, wie die Brüder Grimm im *Deutschen Wörterbuch* definieren: Der damit bezeichnete Gegenstand, so weiter, sei daher »das ständige, notwendige Gerät dessen, der einen weiteren Gang, eine Wanderung unternimmt«.

Wie verbreitet diese Einsicht bereits in der Antike war, zeigt eine Anweisung aus dem Alten Testament: »Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein und eure Schuhe an euren Füßen haben und den Stab in der Hand«, heißt es im Buch Exodus (2 Mose 12,11) – nach Kleidung und Schuhwerk stellte der Wanderstab offenbar schon damals das wichtigste Accessoire aller Heimatlosen und Zu-Fuß-Reisenden dar. Daran hat sich auch zweieinhalb Jahrtausende später nichts geändert: »If I ever left my house without my walking stick / It would just be something I could never explain«, beteuert der Sänger in Irving Berlins swingender Ode an seinen Spazierstock, *My Walking Stick* (1938). Für ausgedehntes Gehen ohne hölzerne Unterstützung gibt es keine hinreichende Erklärung.

Beim Gehen dient der Stab der Überprüfung des Untergrunds, der Entlastung der Gelenke, dem Balancehalten vor allem bei schwerem Gepäck sowie nicht zuletzt dazu, bei allfälligen Pausen Arme und Oberkörper abstützen zu können (→ Aufrecht). Wie in den bekannten Hirtendarstellungen:

Der Schäfer wacht über seine Herde, das bärtige Kinn auf die Hände gelegt, die Hände auf dem knorrigen Knauf seines Stocks. Auch der *Gute Hirte* des Juden- und Christentums verfügt selbstredend über eine solche Geh- und Stehhilfe – oder womöglich sogar über zwei, wie der wohl berühmteste Psalm des Alten Testaments, der sogenannte *Hirtenpsalm* besingt: »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.« Der Stock beziehungsweise »Stecken und Stab«: Das ist hier die Gewissheit, dass eine höhere Gewalt über den Menschen wacht, ihn auf seinem Lebensweg (unter)stützt und leitet und ihn gegebenenfalls gegen wilde Tiere und andere Widerfahrnisse verteidigt.

Da er ikonografisch mit dem Hirten (und später mit der Figur des Pilgers sowie des Bischofs als Seelenschäfer) assoziiert wird, gilt der Stab meist als Zeichen der Friedfertigkeit. »Da legt' ich Schwert und Harnisch ab,/ Nahm Pilgerkleid und Wanderstab«, lässt August Friedrich Langbein in seiner Ballade *Richard Löwenherz und Blondel* (1788) den englischen König Richard I. über seine Verwandlung vom Kreuzfahrer zum zeitweiligen Zivilisten sagen. Der mittelalterliche Ritter verfügte über Rüstzeug und Waffen aus Metall, der Pilger über nichts als eine Kutte und einen Stab.

Trotzdem kann natürlich auch ein Wanderstab als rudimentäre Schlagwaffe gebraucht werden – wie umgekehrt eine Waffe als Stock dienen kann, wenn sie gerade nicht gegen einen Gegner geworfen oder geführt wird. »Als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und selbst diese öfters nur als Wanderstab«, weiß Johann Wolfgang von Goethe über den mythischen Herakles zu berichten: Angeblich war der Halbgott so stark, dass er seine Feinde mit bloßen Händen bezwingen



Iwan Kramskoi, *Bildnis des Malers Iwan Schischkin* (1873);  
Moskau, Staatliche Tretjakow-Galerie

und sich den Luxus leisten konnte, sein klobiges Schlagwerkzeug zur Gehhilfe zu degradieren. Ähnlich tritt uns in Richard Wagners monumentaler Tondichtung *Der Ring des Nibelungen* der germanische Obergott Wotan entgegen: Im dritten Teil der Tetralogie, der Oper *Siegfried* (1876), wird er meist nicht bei seinem Klarnamen, sondern nur »der Wanderer« genannt. »Der Wanderer Wotan tritt aus dem Wald an das hintere Tor der Höhle heran«, heißt es in Wagners Bühnenanweisungen. »Er trägt einen dunkelblauen, langen Mantel; einen Speer führt er als Stab.«

Das Besondere an Wotans Speer-Stab: Er hat nicht bloß einen Schaft, an dem man sich festhalten, und eine Spitze, mit der man töten kann; in ihn sind auch sämtliche Verträge eingritzelt, die der Göttervater je geschlossen (und teilweise wieder gebrochen) hat. »Heil'ger Verträge Treuerunen / schnitt in den Schaft er ein«, wie Wotan über sich selbst singt (wie Julius Caesar spricht er von sich bevorzugt in der dritten Person). »Den Haft der Welt hält in der Hand, / wer den Speer führt, / den Wotans Faust umspannt.« Anders gesagt: Der Speer ist nichts weniger als ein göttliches Gesetzbuch aus Eschenholz. Er ist nicht nur ein Instrument der körperlichen, sondern auch der metaphysischen Macht.

Für solche Machtdemonstrationen sind die modernen Wanderstöcke aus Leichtmetall und Kunststoff, die mittlerweile die Hirtenstäbe, Keulen und Speere aus der Wanderlandschaft verdrängt haben, denkbar ungeeignet – wenn man von dem schießenden Skistock einmal absieht, mit dem James Bond 007 in der Eröffnungssequenz von *Der Spion, der mich liebte* (1977) einen befeindeten Geheimagenten erledigt. Der Vorteil solcher Teleskopstöcke, neben dem geringen Gewicht, besteht in ihrer Handlichkeit: Man kann sie

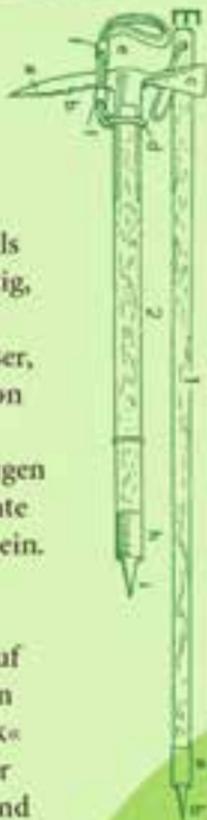
zusammenschieben, am Rucksack befestigen und hat dann die oberen Extremitäten frei, um andere Dinge zu tun – zum Beispiel zu fotografieren oder Wandertagebuch zu führen (→ Schreiben).

Dass der Wagner'sche Wotan als Schriftträger für die Gesetzesrunen seinen Stock verwendet, ist übrigens nur konsequent: Schließlich ist der Wanderstab etymologisch eng mit der Schrift verwandt; nicht von ungefähr heißen die Zeichen, auf denen wir uns beim → Lesen symbolisch abstützen, *Buch-Staben*. Ein altes Sprichwort besagt denn auch, dass man sich beim Unterwegssein nicht an hölzernen (oder gar metallenen) Stecken, sondern lieber an erbaulichen Schriften festhalten sollte: *Der beste Wanderstab ist der Buchstab.*



Warum kann man beim Gehen so gut singen? Wie liest man eine Landkarte als literarischen Text? Weshalb ist es wichtig, sich beim Wandern hin und wieder zu verlaufen? Und was haben Robert Walser, Simone de Beauvoir oder Monty Python zu dem Thema gesagt?

»Auf Wanderschaft« lädt zu 30 Streifzügen durch die faszinierende Kulturgeschichte des Gehens, Flanierens und Wanderns ein. Mal in den Fußstapfen großer Künstlerinnen und Denker, mal abseits der ausgetretenen Pfade, hin und wieder auf gänzlich unbeschriebenem Terrain. Von A wie »Aufrecht« über R wie »Rucksack« bis Z wie »Zwecklos«: ein unerlässlicher Begleiter für alle Wander-, Literatur- und Naturbegeisterten.

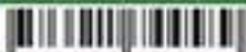


*Wiese, Weide*



ISBN 978-3-411-74458-9

15 € (D) - 25,50 € (A)



9 783411 744589

[www.abaden.de](http://www.abaden.de)